

Nr. 123 Bydgoszcz, 1. Juni Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

15.

Es geht schon auf Pfingsten zu, und immer noch ist Ildefons ferne und will sich nicht anschicken heimzukehren, es müssen merkwürdige Räuber sein, die ihn so lange hinhalten, daß er sie nicht zusammenfangen kann, wie er es hat verheißen, die Probe frißt die Wochen, eine um die andere, als wären es nur Tage, und es scheint nicht, daß sie schon bestanden sei; es muß also eine furchtbar harte Probe sein. Warum gehen die Gedanken jetzt nur so oft nach ihm? ärgert sich Lucina; warum ist sie unruhig geworden und manchmal gar nachdenklich in einer leisen Furcht?

Man hat in der letzten Zeit manches von der Räuberbande gehört, und es stammt nicht von einem Heiligenbild herab, müssen ja wüste Gesellen sein, mit denen Ildefons in dem Gebirg droben beisammen ist, verruchte Räubersleut, wenn man dem trauen kann, was von Ohr zu Ohr getragen wird. Es muß schon ein tapferer Mensch sein, der bei solchem Gesindel ausharret, und auch der Vater hat Ildefons das eine und andere Mal gelobt. Scheint also besser zu sein, dieser junge Graf, als es anfangs geschienen hat, weiß nicht nur Honig zu schlecken, kann auch Blut riechen, wenn es sein muß.

Es ist um Ostern herum noch häufige Botschaft gekommen, jetzt, da sie selten geworden ist, wird Lucina dessen spät gewahr. Sie hat früher wenig darauf geachtet, wie das Gräflein ihrer gedenkt, und jetzt schilt sie es im stillen, weil es so stumm ist geworden. Soll ich erraten, was du treibst? zürnt sie, soll ich dir vielleicht nachlaufen in das Gebirg? Um Ostern ist immer wieder ein Bauernbursch, ein Fuhrmann, das Knechtl aus dem Wirtshaus „Am Berg" erschienen und hat ein verknittertes Papier gebracht, darin Ildefons immer auch von den Räubern geschrieben hat.

Ich hab sie auf einem Bandel beisammen — oder: Nun wird es nicht mehr lange dauern, und sie baumeln am Strick — oder: Sind ja nicht recht reif für den Galgen, aber der eine und andere wohl für das Stockhaus.

Jetzt bedenkt Lucina, wie er von einem zum anderen Mal ist milder geworden, und zuletzt ist von den Räubern kein Strich mehr geschrieben gewesen, als gäb es ihrer überhaupt keinen auf dem Berg. Warum aber kehrt er dann nicht wieder? Es will ihr zuerst die gnädige Nachricht nicht gefallen, noch weniger, wie er die Räuberbande immer mehr verschweigt, und am wenigsten, daß seine Botschaften jetzt nur noch dahertröpfeln. Geht es so weiter, dann ist er nach Pfingsten überhaupt im Gebirg verschollen.

Und jetzt, da sie im Ungewissen ist, reut sie ihr Stolz, ihr schneller Mund. Aber keine Reue, keine Angst bringen ihr den Grafen Ildefons wieder. Sie wird ihm einen Brief schicken. Bleib droben im Gebirg, bis du einen weißen Bart hast! wird sie ihm darin schreiben, fahr mit den Räubern auf in den Himmel! Aber sie kann schreiben, was ihr das zornige Herz eingibt, niemand ist da, der es zu dem trüge, für den es auf das Papier gescholten ist; wenn ihr nicht Ildefons selber bald wieder einen Boten schickt.

Aber es vergehen wieder einige Tage, schon schlagen die Leute die jungen Birken um, die sie zu Pfingsten an die Haustüren pflanzen werden, und kein Bote kommt in das Schloß Artushof. Sie müßte nicht Lucina sein, wenn sie den zornigen Kummer noch länger litte oder ihn gar dem Schwarzen Zeno klagte. Sie sattelt ihren Schimmel, und schon auf dem Pferd, als ritte sie nur über die Felder nach Gemünd hin oder müßte in den Flußauen nach Wasservögeln spüren, wie sie es manchmal tut, ruft sie zu den Fenstern hinauf, freilich verdächtig oft, weil sich der Vater lange nicht zeigt:

„Ich reite für einige Tage nach Groß-Sternberg."

Lucina bittet nicht etwa um sein Ja, aber es ist doch ein unsicherer Ton in ihrem Ruf. Soll der alte Jäger sein kostbarstes Wild nicht erkennen, seine heimlichste Fährte, seine List?

Zu den Nachbarn reitest du also, Lucina? Sind dir sonst nicht an das Herz gewachsen, warum gerade jetzt?

„Grüße die Leute auf Groß-Sternberg!"

War das noch eine leise Antwort oder war es schon ein Klang der Hufe? Schlug der Schimmel von selber aus oder hat ihn Lucina gespornt?

Der Schwarze Zeno, der das Kind gleich nach der Geburt in den Eiswind hinaushielt und es tief in den Weichbrunn tauchte, wird der Tochter solchen Ritt nicht verwehren — und ging er auch hinauf in das Gebirg.

Er schaut ihr nach, der Schimmel trabt brav nach Norden, es ist der Weg auf Groß-Sternberg zu. Der Schwarze Zeno aber weiß, jetzt kommt Lucina bald hinter die Wälder, da wird sie auf einmal von dem Weg abbiegen, wird über die Felder reiten, daß sie einholt, was sie bei dem gemächlichen Reiten versäumt hat.

Und vor sich, genau im Süden, hat sie dann das Gebirg.

16.

Da unten dunstet das warme Land, und der Sonnenrauch ist über ihm. Man kann zu solcher stillen Stund wohl seinen Blick verlieren daran. Es singt kein Almhahnl, und es fliegt kein Schmetterling, nur die Luft über dem Almboden und dem Dach der Hütte ist in Unruh, und wo hinter dem Geflimmer ein Berg steht, da zittert auch der Berg. Das Latschenpech riecht man bis herauf, und auch die Almkräuter haben einen scharfen Geruch. Zu

solcher Zeit ist es gut, auf einem Bühel zu liegen, die Augen fallen einem zu, und man weiß nicht, ist es früh oder spät. Es rührt sich kein Menschenwort rundum, das einen völlig aufwecken könnt aus dem, was nicht Traum ist und auch nicht Wachsein.

Das Seppele und Elias kundschaften eine andere Hütte aus, höher oben im Gebirg, es wird bald Sommer werden und Hirtenleben sein auf den Almen, der Graf ist über den Paß hinab ins fremde Tal, Pulver und Blei möcht er kaufen, wo ihn niemand kennt, hat das seinige schon dummerweis verschossen; auf Krah und Aglaster und Ferchen im Wildbach schießt er mit der Kugel. Und Krummhändl ist droben bei den Knappenlöchern unter dem Berge Michaelhut. Bloß Achilles ist bei der Hütte verblieben, er schnitzelt an einem Holz und schaut nicht auf davon.

Nikolaus Tschinderle dreht sich auf dem Hügel wieder um, früher lag er auf dem Rücken und sah zu, wie eine kleine Wolke starb, dann zählte er die Schneeflecken auf dem Gipfel, und jetzt hat er sich so gewendet, daß er sein Kinn auf die Fäuste legen kann.

Ja, da breitet sich weithin das Land, in dem sie nun schon seinen Namen nennen, wie bald haben sie es gelernt; einiges ist bereits geschehen, das ihn als einen ruchlosen Räuber verkündet, anderes wird noch geschehen.

Wie sein Auge so in dem Sonnenrauch herumweidet, der die Gegend mit einem seidenen Hauch zudeckt, da erfaßt es plötzlich einen hellen Fleck und läßt ihn nicht mehr aus. Der weiße Punkt steht nicht still, langsam kommt da etwas auf das Gebirg zu, so muß es wohl auf der Straße sein, und das Aug, das einmal den winzigen Weinfleck auf dem weißen Strumpf des Herrn von Merlyn erspäht hat, deutet auch diesen winzigen Fleck rasch.

Es ist dem Nikolaus Tschinderle gewiß, da reitet jemand auf einem Schimmel, vielleicht reitet er nur bis zu dem Wirtshaus „Am Berg“, vielleicht aber will er über den Paß. Einem einzelnen Reiter sind auch ihrer zwei gewachsen; vier Menschenfüße, vier Pferdehufe heben sich auf. Vielleicht kann man zu dem früheren Ruhm wieder ein Bröcklein häufen.

„Achilles, wir haben wieder zu tun“, ruft er zur Hütte hin und springt seinem Rufe nach.

Und Achilles wirft das geschnitzte Holz unter die Bank, schneller als er brennt auch nicht das Pulver hoch; er ist wie Zunder, der kleinste Funke wird ihm gefährlich.

„Da reitet einer auf einem Schimmel. Ich spür es, der kommt hier vorbei.“

„Den fangen wir ab.“

„Und wenn er im Galopp reitet?“

„Ich häng mich an den Roßschweif, wenn es sein muß.“

„Wahr dich, Achilles. Es wär schad um dich.“

„Jetzt ist keine Zeit zu solchem Weibergeflenn.“

„Es dauert noch eine Weil, der Schimmel kann nicht fliegen.“

Die zwei tun sich tiefer unten in den Matschen nieder, einer links, einer rechts der Straßen, und der Hauptmann muß dem Achilles immer wieder die Ungeduld verweisen, die noch alles verderben wird: „Duck dich!“ heißt er ihn einmal an und dann: „Schieß nicht etwa mit dem Pistol, daß der Gaul nicht scheucht.“

Es vergeht eine wahre Ewigkeit, ehe sie Hufschlag hören, und noch eine halbe dazu, bis der Schimmel zu ihnen herglanzt. Und wie er nahe bei ihnen ist, schießt da nicht der verfluchte Kerl in seiner wilden Begier in die Luft. Aber wie ein blinder Hahn manchmal auch ein Körndl findet, so ist gerade der Schuß ein Glück, der Gaul bockt mitten in seinem Trab, und da hat Achilles ihn auch schon beim Zügel.

Aber jetzt werden die Augen der zwei Brüder groß, eine Frau haben sie da gefangen, und Nikolaus Tschinderle meint, es müsset ihn jetzt auf der Stell der Schlag treffen, denn mit dem zweiten Blick erkennt er dieses Weibsbild, es ist Lucina, die Tochter des Schwarzen Zeno.

„Herabgestiegen, mein Fräulein!“ ladet Achilles die Überfallene ein.

„Was untersteht Er sich?“ schreit sie ihn an.

„Nicht so laut, sonst wird Ihr ein Kröpflein wachsen. Wär schad um den schönen Hals.“

Da ist man also bälder auf die Räuber gestoßen, als es in dem öden Gebirg zuerst den Anschein gehabt hat.

„Ich will zum Hauptmann“, fordert Lucina.

„Der Hauptmann bin ich.“ Und Nikolaus tritt näher zum Schimmel hin.

„Er?“ wundert sie sich. „Ihn kenn ich doch?“

„Ja, Durchlaucht. Ich bin der Nikolaus Tschinderle aus Sankt Herberg.“

„Der Schneider“, lacht sie, und jeder Ton ist um eine Sprosse tiefer. „Der Schneider ist der Hauptmann, solche Ehr. So weit hat Er es also gebracht.“

„Halt das Fräulein nur das Mundwerk“, schimpft Achilles, „sonst wird es Ihr gestopft.“

Dem Nikolaus Tschinderle ist mit einem Mal alle Lust verwichen, vor der Tochter des Schwarzen Zeno weiter den Hauptmann zu spielen. Die paar Nadelstiche sind ihm tiefer hinter die Haut gegangen, als es hätte sein dürfen, und es ist ihn ihr Spott ärger angefallen, als es von ihr aus vermeint war. Kann er es leugnen, daß sie ihn beinah ausgelacht hat? Er kann es nicht, es brennt auf ihm, als hätt ihn jemand mit einer Brennessel geschlagen. Muß nicht weit her sein mit der Angst und dem Grausen vor ihm, wenn das erste Weibsbild, das sich ins Gebirg herauf verirrt, hoch oben auf dem Roß bleibt, anstatt auf die Knie zu fallen.

Verdrossen dreht er das Gesicht weg und sagt:

„Sperr sie in die Hütten ein, und den Gaul laß weiden.“

Nachher kümmert er sich nicht mehr um sie, das soll ihr zeigen, wie wenig sie hier gilt. Bei sich freilich, da läßt er nicht ab von dem Fräulein, es fliegen die Gedanken wie die Wespen um den unverhofften Besuch, als hätt jemand in ihr Nest gestochen.

Ist ihm da nicht ein feiner Vogel in das Garn gegangen, hat kostbare Federn, die man ihm rupfen wird? Soll jetzt mit den Flügeln nur schlagen und seinen Hals aufblähen zum Geschrei, weil es nicht nach seinem Sinn ist, in der finsteren Hütte zu sitzen. Hat seine liebe Not mit dem zornigen Vogel, der Achilles, lacht aber dabei, wie der Vogel mit seinem Schnabel herumhackt und auch seine Krallen nicht spart, greift ihm fest und tief in die Federn, leckt lachend ein Tröpflein Blut von der Hand ab und hat zuletzt, wie er sich auch widersetzen mag, den guten Fang doch in die Hütte gebracht. Dort drin hört man ihn noch eine kurze Weile herumschlagen und schreien; einmal aber wird auch der lauteste Kropf still.

Achilles pflockt noch den Schimmel an, der ist zahmer als der Reiter. Wohl weicht sein Kopf bei dem ersten Griff zur Seite; was will der fremde Roßknecht; ein wenig Treue ist man der Herrin schuldig, aber die Almkräuter duften so stark und sind so nahe, Herrgott, verzeih es einem hungrigen Schimmel, wenn er zu trauern aufhört und zu fressen anfängt, was kann ein Pferd für den eingesperrten Herrn anderes tun, als auf einen guten Ausgang zu hoffen, und hoffen kann man besser mit einem vollen Bauch.

Also, freut sich Nikolaus Tschinderle, da haben wir das richtige Pferd in der Hand, man wird es mit Gold auslösen, und, was noch mehr ist als die Taler, mit fürchtiger Nachred. Wär einem irgend ein anderes Frauenzimmer zugelaufen, kein Hahn hätt danach gekräht, im ersten Dorf drunten, wenn nicht schon im Wirtshaus „Am Berg“, wär die Umred verweht, es wär gewesen, als hätt der trockene Boden ein paar Tropfen geschluckt. Jetzt aber werden sie es bis unter das letzte Dach vernehmen: der Nikolaus Tschinderle hat droben im Gebirg die Fürstentochter abgefangen, jetzt werden sie Maul und Ohr aufreißen und sagen: ist doch ein richtiger Räuberhäuptmann, der Schneider von Sankt Herberg. Daß er sich getraut, gar dem Schwarzen Zeno Krallen und Zähne auf solche Weise zu zeigen, das ist sein Meisterstück. Es wird viel Gered sein um Lucina; ins Bett werden die Leute steigen und fragen: Ist noch keine Botschaft gekommen von den Räubern? Die Augen werden sie auftun und fragen: Ist das gnädige Fräulein noch immer nicht zurück? Auf jeden Hufschlag werden sie horchen und auf jedes Wagenrad. Reitet jemand ins Gebirg, fährt jemand aus dem Gebirg?

Es wird auch kein einfacher, schneller Handel werden mit dir, Schwarzer Zeno. Glaube nicht, daß es heißen wird: Geld her, Lucina hin. So leicht ist dem Nikolaus Tschinderle der Fang nicht abgekauft. Das wird ein langmächtiges Hin und Her sein, es ist ja kein gewöhnlicher Roßhandel, und das Lösegeld ist das Mindere, was man fordern wird. Aber die paar tausend Zungen müssen sich daran schleifen, die sollen nicht vor der Zeit wieder still sein und von dem neuen Kalb reden, von der hohen Saat, dem vollen Weinstock, den schlechten Zeiten und der Nachbarin. Die paar tausend Zungen müssen jetzt Dienstleute des Nikolaus Tschinderle sein. Ein großes Haus sollen sie zusammenreden, darin er für ewige Zeiten wohnen wird. Deswegen kann das Hin und Her zwischen Fürst und Räuberhauptmann nicht nur kurz währen.

Das brütet Nikolaus Tschinderlei bei sich aus, und Achilles schnitzelt wieder wie früher an dem Holz.

„Lös mich ab", ruft er später dem Grafen zu. Der kommt über die Almwiese herab von seinem Einkauf im jenseitigen Tal. „Wir haben einen feinen Vogel gefangen. Bin aber jetzt lang genug vor der Tür gesessen."

„Wer ist es?" möchte der Graf wissen.

„Frag den Hauptmann", und weg ist der gelockte Bursch und hat sein Holz wieder kurzerhand unter die Bank geworfen, so lange er früher auch daran geschnitten und geschabt hat.

Ach, der Hauptmann sieht nicht danach aus, daß man eine Neugier an ihm stillen könnt, seine Auskunft wird mager sein, oder es wird wahrscheinlich kein Ton von ihm zurückkommen, wenn man ihn fragt, wer da in der Hütte eingeriegelt ist. Er sitzt dort auf einem niedrigen Almbühel, und es scheint, als wär für ihn die ganze Welt rundherum zerfallen.

So setzt sich denn Ildefons vor die Türe hin, legt das Pistol neben sich auf die Bank, daß er es zur Hand hat, wenn der da drinnen ausbrechen möcht. Man könnte sich leicht gerade zu dieser Zeit versonnen haben, und ehe man seinen eigenen Zaum wieder eingefangen hat, ist der fremde Vogel fort.

Ja, ja, es gibt wohl so etwas, dem man nachhängt in Traum und Wachen, nur ist es einem manchmal, als wäre der Weg dahin verschüttet. Es glänzt einem zu wie ein Stern, in der Nacht hat man ihn wohl vor den Augen, am Tag ist er verloschen und muß doch irgendwo am Himmel sein.

Wartet da nicht jemand, der Lucina heißt, darauf, daß man aus dem Gebirge wiederkehrt und bezeugt, wie man sich als ein Mann erwiesen hat? Hat man sich nicht selber angeboten, daß man die Räuber mitbringen wird, auf einen Strick aufgefädelt. Merkwürdig ist das Leben im Gebirg, man redet davon unten im Tal wie der Blinde von der Farb. Müsset man jetzt die Fünf zurücklassen — sind ja mehr arme Sünder als Halunken —, bliebet ein Stück Herz bei ihnen zurück, und — Gott verzeihe es einem! — nicht das kleinere Stück. Hat man aber nicht einmal um das schöne Mädchen Lucina geworben? Oh, Lucina —

Ildenfons lehnt sich an die Tür und in der Hütte lehnt das Fräulein auch an der Tür.

Es kann nicht lang dauern, denkt es, und ich muß ihn hören oder sehen. Was werde ich ihm sagen? zweifelt es. Bin ich nicht gekommen, ihn zu richten und zu strafen? Verdient er aber nicht Milde und Gnade, unter den Räubern muß er leben in dem gottverlassenen Gebirg. Und es geschieht um meinetwillen. Oh, Ildefons —

So fürchten und raten sie, und es sind nur ein paar Zoll Holz zwischen ihnen.

„Möcht aber den Vogel doch einmal hören", will Ildefons und er klopft an die Tür. „Sing dein Gesetzel, du eingesperrter Gimpel."

Er vernimmt nur, wie eine leise Stimme seinen Namen ruft. Gott und alle Heiligen! Jetzt erst erkennt er den Schimmel, ist er früher blind gewesen? Schon ist er auf und an dem Riegel, aber er besinnt sich rasch wieder. Nein, so wird alles sein vorzeitiges Ende haben. Nicht immer darf man durch einen Knopf im Strick mit einem Messer schneiden, es ist oft besser, ihn mühsam mit den Fingern aufzulösen.

„Hab noch Geduld, Lucina", bittet er; seine Lippen berühren das Holz. „Niemand weiß hier, wer ich bin."

So ist es ein größeres, ein lustigeres Abenteuer, was könnte der Tochter des Schwarzen Zeno lieber sein?

„Ich warte, solang du willst", flüstert es durch das braune Holz zurück.

Wo ist ein Spalt in der Tür, daß man das Aug daran drücken könnte?

Hier ist ein Astloch, größer als der Augapfel, doch die Hütte füllt Finsternis an, Lucina ist auch nicht ein lichterer Fleck darin.

Aber da kommt ein weißer Finger durch das schwarze Astloch, und Ildefons gibt den seinen hinzu, und jetzt sind sie ein Paar, Mädchenfinger, Jünglingsfinger, und als sie sich berührten, war das nicht weniger als ein Kuß.

(Fortsetzung folgt.)

Feuerspur auf dem Rücken.

Erinnerung von Hans Jüngst.

Auf halber Höhe zieht ein schmaler Weg am Berghang hin, und wer ihn entlang geht, hat freie Sicht ins Tal und hinüber zu entfernterem Hügelgelände. Zur anderen Seite des Weges aber und über ihn empor schmiegen sich Gärten an den Hang bis zum Kamm hinauf, fruchtbare Gärten mit vielen leuchtenden Blumen darin, kleinen heiteren Obstbäumen, mit gelben Kürbissen etwa auch, und selbst die sind mehr für den Augenschmaus da als für den gedeckten Tisch hernach. Das schwarze, samtene Erdreich dieser Gärten ist durch ein Gemäuer vor dem Abrutsch gesichert. Diese Mauer setzt sich aus ziemlich großen, unbehauenen Felssteinen zusammen, die Steine schließen durchaus nicht haargenau aneinander, sie lassen Spalten frei, aus denen allerlei Kraut und Geranke treibt mit wilden, unscheinbaren Blüten, mit Beeren und Dornen. Es ist eine schöne Mauer, obwohl doch keine eigentliche Mauer, die vom Fachmann anerkannt werden müßte. Über eine richtige Mauer muß man hinüberklettern können, auf diese kann man höchstens hinaufsteigen, denn hinter ihr und an sie angepreßt lagert ja gleich die Erdlast, und an besonders reichen Stellen hängt der Segen dieses oder jenes Gartens in Dolden, kriechenden Büscheln oder feuchtschweren Zweigen über das Steingefüge hinab.

Trotzdem, bei trockenem oder gar sonnigem Wetter wird die Mauer wenig beachtet. Der Blick ins Tal hinab oder nach oben in die Gärten bietet des Schönen so viel — wie sollte einer die Mauer groß beachten? Manchmal nur steigt ein Junge hinauf, um beizeiten größer zu erscheinen, als er's jemals als Erwachsener sein wird. Er läuft eine Weile darauf hin und genießt es, wenn ein Spaziergänger vorbeigeht und ihm allenfalls bis an die Knie reicht, und er beherrscht das ganze Tal, so groß ist er, und schließlich hat er noch das kleine Abenteuer des Absprungs auf den Weg hinab . . . Oder es bleibt spät abends ein Liebespaar an der Mauer stehen und sieht in die Sterne. Die beiden unterhalten sich, und obwohl sie über Dinge zu sprechen wissen, die keinem etwas angehen, klingen ihre vor verborgener Zärtlichkeit weichen Stimmen überlaut, denn es ist sehr still geworden; das alles schadet aber nichts, seit langem ist kein Mensch mehr in der Nähe . . .

Hat es geregnet, hingegen, — wie verwandelt sich die Mauer! Wer erst einmal dahinter gekommen ist, was es dann mit der Mauer auf sich hat, der steht schon, wenn der Sommerregenschauer niederrauscht, am Fenster; und in die strähnenden Wasserschnüre, das von der Traufe herabpladdernde Gefälle, in die silbernen, auf der Fensterbank platzenden Tropfen träumt er sich ein gelbgoldenes Geleuchte, feurige Flecken und Flammenlinien. Das ist natürlich Täuschung, schemenhafte Vorwegnahme des Wunders, das nun mit Gewißheit zu erwarten ist . . . Der warme, gesegnete Regen währt seine Zeit, und kaum, daß er vertrommelt und vom erfrischten Erdboden die Feuchtigkeit aufdampft, so sind sie an der Mauer am Berghang schon auf den Beinen: Kinder zumeist und alte Leute, aber auch Männer und Frauen in ordentlich vernünftigen Lebensjahren, darauf kann man sich verlassen. Aus der Mauer heraus, aus ihren Fugen und Unterhöhlungen, die ins blinde Innere der Erde münden, sind die Salamander hervorgewimmelt, keiner hat sie kommen sehen, sie waren

plötzlich da. Die starre, unbeachtete Mauer entläßt ein lang verhehltes, ein verwegen üppiges, aufregendes Leben in die feuchte Stunde. Die Salamander blähen sich, quellen vor Behagen, glänzen lackschwarz, nähren sich durch die Haut hindurch zusehends auf am lauen Brodem. Die Feuerspur auf ihrem Rücken spielt sich ins Hochorangerote hinein, es ist eine Farbe, die man in der Erinnerung nie festhält, jedesmal nach einem Regen ist man wieder überrascht. Sie stemmen den Kopf über prallen Vorderbeinchen, sehen die Menschen, die vor ihnen stehen, mit den klügsten dunklen Punktaugen an, und es kommt ihnen nicht in den Sinn, wegzulaufen. Leute, die einander auf der Straße nicht kennen, rufen sich entzückt ihre Entdeckungen zu. Man hört helle Schreie, selbstvergessenes Lachen. Sie wiegen die Salamander auf flacher Hand, und die Tierchen hinterlassen kein Brandmal, der Schwanz bricht ihnen nicht ab, auch fressen sie sich gegenseitig nicht auf. — „Kann man denn Gold aus ihnen machen?" — „Unsinn!" — „Vergiften sie die Brunnen? Erlischt die Feuersbrunst, wenn du sie hineinwirfst?" — Alles nicht wahr! Alles, was man in und außer der Schule über sie gehört hat, ist Verleumdung und beglückend unzutreffend. — „Aber sie tragen doch ein Krönlein!" Dem Fräulein, das erst neulich zugereist ist, piepst die Stimme vor Erregung. — „Nein, sie tragen kein Krönlein, keine Spur. Wohin denken Sie!" Aber es fällt keinem der Kinder und Alten ein, das Fräulein auszulachen, und keinem Mann, mit dem Fräulein zu rechten. So etwas tut man nicht während der Spiele an der Salamandermauer.

„Wo in aller Welt ist denn die Mauer geblieben? fragte Ulrich, der vor Jahren, als er unsere kleine Stadt verließ, noch Uli genannt wurde; er war gestern wiedergekommen und ging mit mir den Weg am Hang entlang. — „Hier. Hast du keine Augen?" — Ulrich hatte die Mauer wahrhaftig übersehen. „So niedrig?" staunte er und sann und war offenbar enttäuscht. — „Aber die Salamander? Die Salamander sind doch noch da?" — „Warte nur, bis es geregnet hat. Dann können sie nicht widerstehen." Und ich merkte, daß die Falte, die er früher nicht auf der Stirn gehabt, nun beinahe verschwand.

Fliehburgen.

Originelle Baumeister unter den Tieren.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Die Todesgefahr spielt im Leben aller Tiere die größte Rolle. Sie bestimmt ihre Lebensgewohnheiten und ihr Verhalten bei Tag und Nacht. Sie hat dem Hasen die langen Löffel anerzogen, sie hat ihm die Schnelligkeit der langen Hinterläufe verliehen, die ihn vor den meisten Bedrohungen in Sicherheit bringen. Man darf also wohl vermuten, daß die unterirdische Wohnung, die sich der Dachs herstellt, in erster Linie dazu dient, ihm vor der Bedrohung durch stärkere Raubtiere Schutz zu verleihen.

Es ist also, mit einem menschlichen Begriff bezeichnet, eine „Fliehburg". Sie dient dem Dachs nicht nur zum Wohnen und Schlafen in den Sommernächten, sondern gewährt ihm auch Schutz während des Winterschlafes, wenn er von seinem eigenen Fett zehren muß. Daß er sich in seinem Bau einen „Kessel", das heißt einen Wohn- und Schlafraum, einrichtet und mit Moos auspolstert, ist ein durchaus natürlicher Vorgang. Er karrt es aber nicht grün und feucht ein, sondern scharrt es schon Wochen vorher in kleinen Häuflein zusammen, damit es trockne, bis er sie im Spätherbst zwischen seine Vorderbranten nimmt und vor sich her durch eine Hauptröhre in den Kessel schiebt. Dort bringt die Dächsin in völliger Sicherheit ihre Jungen zur Welt und nährt sie, ohne selbst Nahrung zu sich zu nehmen, bis zum Frühjahr, bis sie imstande sind, sich selbst ihre Nahrung zu suchen.

Auch der Fuchs bezieht, obwohl er keinen Winterschlaf hält und gerade während der Wintermonate alle Kraft und Schlauheit aufwenden muß, seinen ewigen Hunger zu stillen, eine Fliehburg, in der er sich ausruhen und vor Unwetter oder heftigem Frost zu bergen vermag. Vor allem aber dient sie der Fähe, in Sicherheit ihre Jungen zur Welt zu bringen und zu ernähren, bis sie selbst für ihr Fortkommen sorgen können. Daß er seinen Oheim Grimbart durch Gestank aus seinem Bau vertreibt, um ihn selbst in Besitz zu nehmen, ist ein Märchen, denn in großen Dachsbauen hausen Neffe und Oheim friedlich nebeneinander. Er spürt wenig Lust zum Schaufeln und nimmt deshalb lieber einen leeren Dachsbau in Besitz und richtet ihn nach seinen Bedürfnissen ein. Dazu gehört das Graben einer Notröhre, die weitab vom Bau in einem dichten Gebüsch an der Erdoberfläche endigt und ihm die Möglichkeit verschafft, bei drohender Gefahr sich unbemerkt aus dem Staube zu machen. Denn das unbemerkte Erreichen und Verlassen der unterirdischen Wohnung gehört auch zu dem Zweck einer Fliehburg. Deshalb enthält auch der dicht am Wasser gelegene Bau des Fischotters eine unter dem Wasserspiegel mündende Röhre, die diesem Zweck dient.

Der größte Baumeister unter den Tieren ist der Biber, der in Deutschland nur noch in wenigen Paaren lebt. Er baut sich am Flußufer eine Fliehburg in Gestalt einer Halbkugel, die aus Knüppeln, Schilf, Rohr und Schlamm zusammengefügt ist und gewöhnlich außer einem Wohnraum noch eine Vorratskammer enthält. Mehrere Röhren führen ins Wasser und münden erst unter der Oberfläche. Wo noch Gesellschaften von Bibern zusammenwohnen, errichten sie aus Baumstämmen, die sie mit ihren scharfen Schneidezähnen fällen, aus Ästen, Schilf und Rohrstengeln, die sie miteinander verflechten, Dämme von bedeutender Länge, um das Wasser anzustauen.

Das Nest des Eichhörnchens, so geschickt es auch aus dünnen Zweigen und Moos gebaut ist, kann nicht als Fliehburg bezeichnet werden, weil es seinem Eigentümer keine Sicherheit bietet und nur gegen Wind und Regen schützt. Es besitzt stets zwei Öffnungen, von denen die dem Wind zugekehrte verstopft wird, wenn sich sein Besitzer darin aufhält. Auch die Nester der Vögel bieten keinen Schutz, sie dienen nur zum Brüten.

Keine Fliehburg gewährt ihrem Bewohner völlige Sicherheit. Der Störenfried ist in den meisten Fällen der Mensch mit seinen Helfershelfern, den Erdhunden. Gesetz und Verstand, durch Mitgefühl unterstützt, verbieten es dem Menschen, die Fliehburgen der Tiere zu zerstören.



Irrtum.



„Ein Glück, daß wir die letzte Straßenbahn erwischten, was Müller — — hick — —!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.